



# Feierabend



## Das kleine Heim.

Von Ludwig Wolfemann.

Der gut genährte Herr, der sich lässig an die Plattformbrüstung lehnte, langweilte sich schrecklich.

Er wußte sich schon nicht anders zu helfen und legte aus purer Fadedheit die Tramwaykarte einmal, zweimal, dreimal und fünfmal zusammen, bis sie ein kleines Dingchen wurde. Dann bemühte er sich, dieses winzige Dingchen unter den großen, aber wohlmanikürten Daumnagel zu stecken, was ihm nach längerer Mühe auch gelang, und somit diesem langweiligen Tag ein wenig Abwechslung und Freude gab. Dann schnell'e er mit dem Daumen auf und ab, ob das winzige Papierchen auch hielt, und siehe da, es hielt. Also stellte sich wieder die ermüdende Langeweile ein. Der Wagen fuhr an der Oper vorbei. Der Herr gähnte, daß die Klavier knackten.

Mitten während des Gähnens schwang sich ein kleines, hübsches Fräulein auf das Trittbrett, also entzündend, daß das Gähnen entweibbrach.

„Kruzinefer!“ sagte der Herr, dem das halbe Gähnen steckengeblieben war. Er drückte den Hut fester und stellte sich aufrecht.

Dann warf er dem Fräulein mit dem paradiesroten, glacierten Hut, dem hellen Kostüm und dem wehenden „Herrenwinker“ (der als feidenes Taschentüchlein aus einem Schwindelack hervorging), einen lebhaften Blick, halb Verehrung und halb Vertraulichkeit. Dieser Blick wurde ignoriert. Das heißt, ihm folgten weitere, das Fräulein zwischen Tür und Angel stehend, sah sich diesen Herrn an. Es entspann sich über den Köpfen der anderen ein lebhafter Flirt, was den Herrn veranlaßte, seine Handschuhe anzuziehen. Dazu überprüfte er das Neufhere des kleinen Fräuleins, sein Blick glitt über die Wildlederhandschuhe hinweg zu den feidenen Florstrümpfen und den halbenglischen Schuhen. Und das Resultat war, daß es Gelegenheitsgab, dieses Lebens nicht ganz überdrüssig zu werden.

Der Flirt schloß mit einem Lächeln. Das Fräulein stieg aus. Der Herr hinter ihr. Unter dem fallenden Laub der Straßenbäume sprach er sie an. Sie warf das Köpfchen in die Höhe und da er sehr geschickt angepaßt hatte, ging sie einige Schritte mit ihm. Er

gefiel ihr. Er war nett, ja sogar ein wenig luxuriös angezogen. Sie schlenkerte das taubengraue Pompadour heftig hin und her und seufzte manchmal und immer, wenn es gut dem Thema sich anpaßte. Schließlich lud er sie zu einer Jause ein.

Sie traten in ein feines Kaffeehaus und setzten sich behaglich auf die von müden Lebensgeistern und entzündenden Frauen abgewetzten Samtsofas. Das kleine Fräulein legte das taubengraue Pompadour auf die Marmorplatte, seufzte wieder, sah sich halb rechts in den Wandspiegel, zupfte die blonden Lockchen zurecht und bestellte sich einen Kaffee mit sehr viel Schlagobers.

Er . . . mein Gott, er gratulierte sich stürmisch und sagte sich, daß er heute ein ausgesprochenes unerhörtes Glück gehabt habe, die Bekanntschaft der kleinen, netten Anmut gemacht, die Anspruchslosigkeit in Person erwünscht zu haben, und vorauszuversuchen war, daß die Treue diesmal eine ewige sei . . .

In seine Betrachtung hinein sagte das treuansiehende Fräulein:

„Ach, so ein Kostüm, von der Dame dort, gefällt Ihnen das?“

„Ganz hübsch!“

„Und solche Schuhe mit den Spangeln . . .“, träumte sie weiter.

Da fing die Musik an, der Kaffee kam, der forschende Blick des kleinen Fräuleins schoß auf das Schlagobers. Während sie genoh, zündete er sich eine Zigarette an, besah das kleine Wunder von der Seite. Sie gefiel ihm wirklich. Er rückte ein wenig an sie heran, nahm ihre kleine Hand. Aber sie entzog sie ihm. „Brav sein!“ sagte sie und trank den Kaffee in stiller Versunkenheit aus. Er dachte ans Kino ans Abendessen; an morgen und übermorgen. Er fühlte ihre Nähe. Das Haar schimmerte und die kleinen Händchen waren etwas mühsam in Ordnung gehalten; sie mußten sicher häusliche Arbeit verrichten.

Da entfiel ihm plötzlich eine dumme Frage: „Sagen Sie, Fräulein, was würden Sie machen, wenn Sie sehr viel Geld hätten?“

Sie sah ein wenig gestört und unentschlossen auf, dann lächelte sie: „Warum fra-

gen Sie denn so komisch? Das ist ja langweilig!“

„Langweilig? Es interessiert mich!“

„Geld!“ sagte sie. „Das ist ja eine Dummheit. Ich brauche kein Geld. Aber wissen Sie, was ich will? Häuslichkeit, Möbel, eben'uell einen schönen Teppich, eine schöne Tafel, für zwei, die sich sehr gerne haben und . . . einen echten Kanarienvogel, mit einem Wort: ein kleines Heim.“

Sie träumte vor sich hin. Sie überhörte, daß die Dame neben ihr, mit der eleganten Fußspitze den Schimmbrett mittanzte, daß der junge Mann hinter ihr ein Bißchen pißte, sie überfah, daß ihr Begleiter ein wenig unruhig wurde.

Ferne Musik. Ein Traum im Alltag. Hundert Träume, tausend Träume im Alltag kleiner Mädchen.

„Ein Heim haben, ein kleines Heim, eine eigene Wirtschaft, ein paar Möbel, einen Mittagstisch und ein Abendessen . . . eine angebrannte Erdäpfelauce. Es ist die alte Wunsch!“ brummte er.

„Was?“ fragte sie aufwachend.

Er überblickte die Frauen, die hier an den Tischen saßen, sich manchmal Puder an die Wangen tupften, die Boas grazios fallen ließen, und mit spitzen Fingerringen Zigaretten rauchten. Nein, diese interessierten ihn nicht. Aber irgend etwas war auch in den Worten des kleinen Fräuleins, in den Worten, die so streng prinzipiell geklungen hatten, das ihn unbehaglich berührte.

Er zahlte plötzlich, ging mit ihr rasch auf die Straße, entschuldigte sich hastig, verabschiedete sich, lächelte ein wenig und war gleich darauf zwischen dem funkelnden Lichterspiel der Autos und Wagen verschwunden.

Sie stand allein da. Grauer, milchiger Nebel schwebte hoch um die Bogenlampen und Baumtronen, blaßes Licht strömte durch das Laub, Straßenlärm toste um das kleine Fräulein. Selbstam dachte sie sich, daß alle Männer die Flucht ergreifen, wenn man vom kleinen Heim zu erzählen beginnt. Sie sah nicht, daß die Welt ganz anders war. Sie schritt am Rande der Bäume dahin durch das raschelnde Laub, versunken und still, mitten in einem kleinen, sehnsuchtsvollen Traum . . .

### Erntelied.

Von Richard Dehmel.

Es steht ein goldenes Garbenfeld,  
Das geht bis an den Rand der Welt.  
Mähle, Mähle, mähle!

Es stockt der Wind im weiten Land,  
Biel Mühlen stehn am Himmelstrand.  
Mähle, Mähle, mähle!

Es kommt ein dunkles Abendröi,  
Biel arme Leute schrein nach Brot.  
Mähle, Mähle, mähle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,  
Und morgen geht die Arbeit los.  
Mähle, Mähle, mähle!

Es segt der Sturm die Felber rein,  
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.  
Mähle, Mähle, mähle!

### Handwerksburschenstreiche.

Von Heinrich Verjoh.

Seit einer Woche regnete es ohne Ende. Der Wind schlug uns die grauen Flaggen des nassen Herbstes um die Ohren. Im Dorfwirtshaus fanden sich die Kunden ein, denen in diesen hundsbärmlichen Tagen kein Koffer einen Mitleidszoll verweigerte.

Wir sahen um den Ofen und janneten, wie wir zum Jahrgeld kämen. Zum tausendsten mal: Jahrgeld — um wenigstens bis nach Tirol zu kommen, ein paar sonnenjaftige Herbstwochen in Italien zu verjchlampfern bei Traubenmost und weißem Brot.

Nur Will Wefop, der plante nicht mit und grüfte nur.

„Ich habe mein Eisen im Feuer, wenn ich's heiß habe, werde ich wohl einen Taler herausjchmieden!“ jagte er.

Zwischen Tag und Dunkel kam eine Frau in die Stube gestürzt und bat den Wirt, doch einmal nach ihren Ziegen zu sehen. Seit zwei Stunden ständen sie im Stall und sperreten die Mäuler auf.

Der Wirt ging, blieb eine Viertelstunde aus, und als er zurückkam, fragte er, ob zufällig ein Metzger unter den Kunden sei.

„Das tut der alten Schraube gut,“ jagte der Wirt, „jehst gehen ihr die Ziegen kaputt. Sie füttert ihre Tiere nur solange sie gut Milch geben. Sobald sie mit Milchgeben nachlassen, läßt sie mit dem Futter nach und glaubt, sie könne sie mit Hungern zum Milchgeben zwingen. Ich habe es ihr schon hundertmal gesagt, aber sie hört nicht auf mich. Jetzt haben sie die Maulsperrre und kriegen die Minnbaden nicht mehr aufeinander. Nun kann sie den ganzen Winter Hosenpfeffer von den Ziegen machen!“

Während er noch redete, kam die Frau mit dem Burschen zurück. Sie konnten sich über den Preis nicht einig werden. Will verlangte pro Schnauze einen Taler, wenn er das Vieh zum Frejßen bringe. Für's Schlachten nähme er nur 50 Pfennige. Der Wirt entschied, daß der Heiljünstler wenigstens auf die drei Stück eine Mark Rabatt geben müsse. Er mache sie also um acht Mark gesund. In zehn Minuten kam er wieder; in seinem Hosensack kimperte das Silber. Der neugierige Wirt lief zur Nachbarin und überzeugte sich, daß die Tiere wirklich fraßen. Nun wollte er wissen, was den Tieren gefehlt habe. Doch mit tobernster Miene erklärte Will, dies sei sein Geheimnis. Er sei eigentlich Student der Tierheilkunde und könne wegen Mangels an Geld nicht weiter studieren. Wenn der Wirt das Rezept gerne hätte, so könne er es ihm verkaufen, aber nur gegen bar Geld, und zwar in der Höhe der gesamten Zeche. Der Wirt nahm an.

Will kripelte einen Briefbogen voll mit den großen, ungelenteten Buchstaben seines Alphabets, unterstüßte die mangelhafte Orthographie mit feiner feiner Zeichnung, steckte den Birsch in einen Umschlag und verklebte ihn. Dann machten wir, daß wir weglamen.

Als wir glücklich im Zug zur nächsten Großstadt saßen, fragten wir Will, was er eigentlich für eine Bärenkur geleistet habe, und mit unerschütterlichem Ernst berichtete er:

Die alte Hexe sah mich sechtend kommen, verriegelte Fenster und Tür und tat, als sei

sie nicht zu Hause. Da ging ich in den Ziegenstall, steckte den Bieestern ein Streichholz zwischen die Zähne und ging. Da nun der Wirt der einzige Nachbar ist, kam sie auch prompt und verlangte Rat und Hilfe. Der Wirt gab ihr den Rat und ich machte mit der Tat! Nun ist uns allen geholfen. Gott verläßt die Seinen nicht!“

Und lachend kimperte er mit den Silberstücken in der Hosentasche.

„Ja“, jagte der alte Spedjäger, der noch in Erinnerung an den genossenen Kummel mit Rum schwelgte, „ja, die jungen Leute! Junge Leute haben immer Glück!“

### Der Räuber Data.

Von Dhan Gopal Mukerjaji.

Am Morgen gegen fünf Uhr wurde das Dorf von einem schrecklichen Lärm geweckt. „Niet, riet, riet!“ hörte man von allen Seiten. Wir sprangen rasch auf und wollten wissen, was es gäbe. Der Wachmann, unser Wirt, schrie: „Er kommt! Er betritt nie ein Dorf, ohne kundzutun, daß er nah!“

Wie aus dem Nichts tauchte aus dem Dunkel ein weißgekleideter Mann mit einem Wurfspieß in der Faust auf. Seine Füße stakten in Schuhen aus Antilopenfell. Er trug einen schwarzen Bart, und seine Augen waren wie scharfe Lichter, seine Brauen wie Adlerflügel. Als er ins Zimmer trat, bemerkte er uns und fragte: „Wer sind diese Leute?“

Der Wächter erwiderte: „Es sind gottjuchende Pilger auf der Wanderschaft.“

Da jagte Data: „Geht ihr auf die Wanderschaft, um Gott zu juchen? Gott ist in euren eigenen Herzen.“

Mein Freund Radschah wurde lähn und fragte: „Habt ihr ihn in eurem eigenen Herzen gefunden?“

„Ja, allerdings!“ antwortete Data.

„Warum betragt ihr euch dann wie ein Räuber?“ fragte Radschah.

Ein Schatten des Aergers zuckte über das Gesicht des Räubers, aber er schwieg eine Minute. Dann sagte er: „Du verstehst mich leider nicht. Ich bin, was ich bin, weil ich Gott in meinem Herzen fand.“

Das ganze Dorf war auf den Beinen, und die Leute wimmelten überall hin und her, als ob ein merkwürdiges Fieber sie erfaßt hätte. Wie man von einer hellbeleuchteten Bühne mit Schauspielern einen schwarzen Vorhang wegzieht, so brach der Tag an. Die Sonne glich einem Lichterherd mit glühenden Speeren. Und hier drinnen besaßte sich Data, unser Räuberjagst, mit dem Gesinde, trieb Spaß mit den Kindern des Wächters und richtete allerhand Fragen an uns. Nach dem Frühstück jekzte sich der Räuber mit uns anderen zur Morgenandacht. Dann jagte er: „Drei Minuten sind Gott genug. Jetzt wollen wir uns menschlichen Angelegenheiten zuwenden. Warum ließe dich mich holen?“

„Wie kommt es, daß du dieses Jahr zwei Boote statt eines einzigen raubstest, wie du es gewöhnlich tust?“ fragte der Wächter. „Die Behörde ist wütend.“

„Ich mußte es dieses Jahr tun“, erwiderte Data. „Stromaufwärts herrscht Hungersnot, und ich brauchte das ganze Korn, das ich dem zweiten Boot raubte, für den Hungerbejürl. Mehrere von meinen Gefährten verkleideten sich als Mönche, brachten Reis in das Hungergebiet und gaben ihn den wirklichen Mönchen, die den hungernden Leuten helfen. Ich beabsichtige noch ein weiteres Boot zu rauben, deshalb kam ich, euch um Erlaubnis zu bitten.“

„Nun, wenn du rauben mußt,“ jagte der

Polizeimann, „so laß es das Reisschiff eines Jnders sein, raube aber nicht Reisschiffe, die einem Engländer gehören; der schlägt jonst großen Lärm und geht nach Kalkutta. Dann wird ran mir befehlen, dich zu verhaften, und das kann ich natürlich nicht.“

Der Räuber antwortete: „Mir ist es ganz einerlei. Mich kümmert es nicht, welchen reichen Mann ich beraube, solange die Armen dadurch etwas zu essen bekommen.“

„Du bist ein Gentleman“, jagte ich zu ihm.

„O nein“, erwiderte Data, „ein Gentleman raubt zu seinem eigenen Vergnügen, ich aber tue das nicht.“

Wir wunderten uns über uns selbst, daß wir in Gesellschaft eines Seeräubers saßen und so mit ihm sprachen. Und dennoch sahen es damals ganz natürlich. — — —

Die Sache, derentwegen der Seeräuber gekommen war, führte er durch. Im Laufe des Tages wurden Meldungen gebracht, daß ein Krokodil mit der Strömung schwimmend gesehen worden sei; es war Ebbe. Das Krokodil war flufaufwärts gezogen und ging nun wieder flufabwärts. Data eilte hinaus und forderte uns auf, mitzukommen. Er hatte sein Boot mit zwei Männern unter dem Schutz eines Baumes bereitliegen.

Wir ruderten zu sechs im Boot hinaus. Data stand am Bug, den Wurfspieß in der Faust. „Am besten trifft man ein Krokodil,“ jagte er uns, „wenn man ihm entweder den Bauch oder den Rücken durchbohrt. Wir wollen sehen, was sich tun läßt.“

Unterdessen war das Krokodil längsjeit gekommen. „Achtung!“ brüllte Data den Rudern zu, als das Krokodil seinen Schwanz unter das Boot zu stemmen versuchte. Das Boot neigte sich plötzlich, und der Krokodilschweif fuhr aus dem Wasser wie eine Peitsche. Das war der Trick des Krokodils, das Boot mit dem Schwanz zu treffen und umzuwerfen. Für eine Weile war es verschwunden, aber wir fuhrten langsam weiter und trieben mit dem Strom. Hundert Ellen weiter erschien das Krokodil wieder, hielt uns jedoch für ein anderes Boot und nicht für das, das es hatte umstürzen wollen. Wir wendeten in der Richtung zum Ufer; sogleich erfolgte es uns. Es holte uns ungefähr zehn Fuß vom Ufer ein und führte einen mächtigen Schlag mit seinem schrecklichen Schwanz. Der Hieb ging daneben, aber durch ihn allein schaukelte das Boot schon gefährlich. Dann hob es sich mit dem halben Leib aus dem Wasser und riß seinen ungeheuren Rücken auf, um einen von uns zu schnappen. In diesem Augenblick faufte ihm der Wurfspieß in den Schlund. Im Todesjchmerz schlug das Krokodil neuerlich nach dem Boot, und dieses Mal wurden wir alle ins Wasser geschleudert, das jetzt ganz rot von Blut war. Wir schwammen aus Leibeskräften ans Ufer. Als wir es erreicht hatten, sahen wir den Schaff

des Wurfspieeres in der Luft, während uns das Krokodil nachjagte. Sowie es an Land setzen wollte, packte der Seeräuber den Schaft des Wurfspieeres, und der Kopf des Krokodils tauchte für einen Augenblick aus dem Wasser empor, als ihm der Spieß aus dem Schlund gezogen wurde. Radjchah und ich waren noch im Wasser; wir glaubten sicher, daß uns das Krokodil töten würde. Kaum war es aber untergetaucht, so fuhr der Wurfspieß siegend durch die Luft und traf auf etwas Steinhartes. Wieder schoß Blut auf, das Wasser färbte sich noch röter. — Als wir hastig an Land stiegen trieb das Krokodil ab vom Ufer und verschwand unter Wasser. Einige Sekunden später sahen wir den Wurfspieß wieder auftauchen, und diesmal sechzig Ellen weit von uns. Wir wußten nun, daß alle Gefahr vorüber war, schwammen den Fluß abwärts, richteten das Boot auf, kletterten hinein und ruderten fort. Das Krokodil schwamm neben uns. Aber jetzt schlug es nicht mehr mit dem Schweif nach dem Boot. Die Ruderer hieben ihm mit den Rudern auf den Kopf; es rührte sich nicht. Sein Maul stand offen, als wollte es uns um den Tod bitten. Der Seeräuber faßte den Wurfspieß, und wir schleppten das Ungeheuer an Land. Einige weitere Schläge mit den Rudern auf den Kopf lockerten den Wurfspieß, er wurde herausgezogen. Das Krokodil lebte noch kurze Zeit und verendete dann. — — —

Als wir in jener Nacht heimkamen, fragte mich der Seeräuber: „Wollt ihr euch meiner Räuberbande anschließen? Wir sind eine barmherzige Brüderchaft und leben nach dem Gelübde, der Menschheit Gutes zu tun. Stromaufwärts herrscht Hungersnot. Ich möchte, daß ihr mit mir kommt und den von der Hungersnot befallenen Menschen helfet.“

Wir wußten nicht was wir sagen sollten, und verschoben unseren Entschluß auf den folgenden Morgen.

In jener Nacht hörten wir wieder den Tiger vorbeikommen und andere Tiere um die Sichtung streichen.

Als wir am nächsten Morgen erwachen war der Seeräuber schon lange weg. Wir gingen an das Flußufer hinab, um einen letzten Blick auf das Krokodil zu werfen. Viele Geier kämpften um seinen Kadaver.

Auf dem jenseitigen Ufer sonnten sich drei oder vier Krokodile mit aufgerissenem Rachen, und kleine Vögel, iberlingartige Geschöpfe, reinigten ihnen das Gebiß; sie pickten ihnen die Würmer aus den Kinnladen. Sie waren die Zahnärzte der Krokodile.

Dann wandten wir das Antlitz heimwärts. Unsere Pilgersfahrt war zu Ende. Durch den Seeräuber hatten wir die Wahrheit gefunden, nach der wir ausgezogen waren. Gott ist in uns, und wir müssen ohne Haß und Furcht leben.

(Aus: „Wir pilgeren zum Himalaja“ von Han-Gopal Mukerdschi, Rütten & Loening, Berlin, Frankfurt a. M.)

## Die Wachtel.

Von Leo Tolstoi.

„Wie schön ist es auf der Welt — wie herrlich ist diese Welt!“ — empfand ich. — „Wie widerlich sind die Menschen — und wie wenig wissen sie, sie zu würdigen!“ dachte ich.

Diesen nicht neuen, jedoch unwillkürlichen und innigen Gedanken rief in mir die ganze mich umgebende Natur hervor, am meisten aber das hell klingende, sorglose Lied der Wachtel, das von irgendwo weither aus dem hohen Grase zu hören war.

„Sie weiß gewiß nicht und denkt auch nicht

daran, in wessen Landen sie singt, in den russischen oder jenen des tropischen Bergvolkes. Ihr kann auch nicht in den Sinn kommen, daß diese Erde nicht Gemeingut ist. Sie glaubt, die Lärche, daß die Erde für alle da sei; so urteilt sie, weil sie mit der Liebe und dem Lied hergestiegen kam, ihr grünes Häuschen baute, wo sie wollte, sich nährte, überall umherflog, wo es Grünes, Luft und Himmel gibt, und ihre Jungen heranzog. Sie hat keinen Begriff davon, was Rechte, Unterwürfigkeit und Gewalt sind; sie kennt nur eine Macht: die Macht der Natur, und unbewußt, ohne zu murren, unterwirft sie sich ihr. Sie ist töricht und es mag sein, daß sie deshalb auch so sorglos pfeift. Sie hat nichts zu wünschen und nichts zu fürchten.“

Doch halt! Du hast dich hureißigen lassen, Wachtel! Geschieht es nicht zuweilen, daß du, verborgen im dichten Gras, mit Grauen deine

roten Auglein zu dem blauen Himmel aufschlägst und mit Beben den langsamen Flug des schwarzen Geiers verfolgst, der sich zu den Wolken hinaufgeschwungen hat, nur um dich zu finden? Siehst du, wohin seine gierigen Augen spähen? Gerade nach demselben Fleck, an den du dich angelehnt hast und — unwillkürlich die Flügel ausbreitend — dich vergeblich bemühest, deine nackten, großköpfigen Jungen vor ihm zu verbergen. Und du bebst und du fürchtest! Wer aber fürchtet sich nicht vor der Ungechtigkeit?

(Mit besonderer Erlaubnis des Eigenbrödler-Verlages, Berlin, wurde vorstehendes Gedicht in Prosa dem Buche „Wie die Liebe vergeht“ entnommen, in dem erstmalig der Tolstojische Nachlaß in deutscher Sprache herausgegeben wurde.)

## Go eine Gemeinheit!

Von Georges Bourcel.

„Wie geht es Jules?“ fragte Ernest Champly, gleich nachdem er eingetreten war.

„Leider geht es nicht gut,“ erwiderte Frau Jules, „Trimouillat meinte, es sei eine Nervenkrankheit.“

Aus dem Nebenzimmer hörte man bereits eine klagende Stimme. „Madelaine, was ist denn schon wieder los? Du weißt doch, daß ich keinen Lärm vertragen kann!“

„Es ist dein Freund Ernest, der dich bejuchsen will.“

Der Kranke saß mit einer Samtjade angezogen in einem bequemen Lehnstuhl, eingebettet in einer Menge weicher Kissen.

„Hallo — alter Junge — das laß ich mir gefallen — du hast es gut. Du gleichst einer klassischen Komödienfigur,“ sagte Ernest und lächelte ermunternd.

„Welche Komödie mein Freund, laß die Witze, die Sache ist sehr ernst. Ich gewöhne mich schon langsam an den Gedanken, sterben zu müssen.“

„Bist du nicht gleich aufhören, so zu reden, du böser Mensch!“ entfuhr es seiner Frau, die dicht an ihn herantrat. Sie ordnete zärtlich seine Kissen.

„Wie ist es denn nur gekommen?“ fragte Ernest.

„Setz dich näher zu mir. Ich kann das laute Sprechen absolet nicht vertragen, verstehst du mich, so — nun höre zu. Madelaine, bringe mir noch ein Kissen. Auch noch ein Stück Schokolade — und dann geh hinaus in die Küche und bereite die Medizin.“

„Deine Frau ist ja ein wahrer Engel!“

„Ja, sie ist eine gute Krankenpflegerin, aber ihre Mutter — — — es ist ihre Schuld, daß ich krank wurde. Seit unserer Verheiratung hat sie mich angeknäuzt und geplagt. Ich nähme keine Rücksicht auf Madelaines Gesundheit. Ich reinige meine Füße nicht genügend auf der Matte vor der Tür. Ich bemätele das Essen. Kurz und gut, ich wäre ein Hansirren und Erzhirren. Ich wäre Egoist! Das Resultat ihrer endlosen Jeremiaden war, daß ich Madelaine bei der Hausarbeit helfen mußte. Das war nun sehr anstrengend, und schließlich wurde ich natürlich krank und mußte den Arzt holen lassen. Er verbot mir jegliche Hausarbeit. Das sei keine Beschäftigung für einen Mann, ich müsse Ruhe haben und vor allen Dingen dürfe mir kein Ungemach widerfahren, sonst könne er für die Folgen nicht garantieren.“

Jules Trimouillat nahm einen Bonbon und fleischerte langsam darauf herum. Dann fuhr er fort: „Trotz dieser ernststen Warnung kann

sich meine Schwiegermutter aber nicht im Zaume halten. Sowie sich die geringste Besserung in meinem Zustande bemerkbar macht, taucht sie vor mir auf, um mir zu erklären, wie überanstrengt Madelaine sei. Wenn das so beiöleib, halte ich es nicht mehr lange aus. Wenn sie jetzt hereinkommt, darfst du kein Wort davon erwähnen, daß ich etwa besser ausjäh, dann benutzt sie nämlich gleich wieder die Gelegenheit.“

Die beiden Damen traten ein und wir plauderten gemütlich miteinander. Jules besaß sich scheinbar ganz wohl, lachte und amüsierte sich und war für einen Augenblick der alte Jules. Madelaine wurde ganz hoffnungsfroh und ihr kleines, mildes Gesicht blühte ordentlich auf. Beide Frauen waren bemüht, es dem Patienten angenehm zu machen und man merkte keineswegs irgendwelche bösen Absichten seitens der Schwiegermutter. — Da ereignete sich aber plötzlich etwas, das die ganze Stimmung verdarb.

„Zehen Sie, Herr Champly,“ sagte die Schwiegermutter, „wie Ihr Besuch ihm tut — er ist ganz munter geworden.“

Augenblicklich verzerrte sich das Gesicht des Kranken. Er wurde aschgrau. „Nein, es geht mir durchaus nicht gut,“ zeterierte er. „Ich habe andauernd Schmerzen, mein Kopf ist so leer, und ich fühle Stiche in der Herzgegend.“

In plötzlicher Hast erhub er drohend die Gabel: „Mergere mich jetzt nicht, Schwiegermutter, du weißt, der Arzt hat gesagt, daß ich keine Aufregungen vertragen kann.“

Dann wandte er sich an seinen Freund: „Schiebe deinen nächsten Besuch nicht zu lange auf, sonst wirst du mich nämlich nicht mehr antreffen.“

Madelaine erhob sich mit tränengefüllten Augen.

„Schone deine Frau, sie sieht recht müde aus!“

Eines Morgens empfing Ernst Champly einen Trauerbrief, in dem mit großen Buchstaben der Name Jules Trimouillat stand.

Armer Keil, dachte er — und ich, der ich keine Krankheit nicht ernst nahm. Hat er also doch recht gehabt.

Als er aber näher hinsah, entdeckte er, daß dort Frau Jules Trimouillat stand.

Madelaines zerquältes Gesicht mit dem schmerzlichen Lächeln — keine bo — — — auf . . .

Er traf seinen Freund scheinbar wohl, aber äußerst bekümmert an.

„Was soll nur aus mir werden?“ greinte er mit fast verzagender Stimme. „Wie konnte Madelaine auch so etwas tun. Sie wußte doch, daß ich nicht die geringste Aufregung vertrage“

### Was mancher nicht weiß.

Die erste gedruckte Zeitung erschien 911 n. Chr. in Peking unter dem Titel „King par“, diese erscheint auch heute noch und ist die älteste Zeitung der Welt. Das älteste noch vorhandene gedruckte Blatt mit der Bezeichnung „New Zeitung“ stammt aus dem Jahre 1502 und meldet die Einnahme von Mitteleuropa durch die Türken. Es befindet sich im Besitz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Es ist jedoch nicht bekannt, wer die erste Zeitung herausgegeben hat; doch wird mit Bestimmtheit angenommen, daß das in Deutschland geschah, da zwei Zeitungsweisen nachgewiesen werden können, die bereits 1609 bestanden, es sind dies eine Straßburger und eine in Augsburg erscheinende Zeitung.

Ein Ameisenhaar besteht aus etwa 100.000 Einzelhaaren.

Das Fleisch enthält in rohem Zustande 75 Prozent Wasser.

Versuche haben ergeben, daß der Mensch täglich etwa 3000 Gramm Wasser ausscheidet.

Die Bettwanze kann eine Fastenzeit von vier bis fünf Jahren überleben, erst dann löst ihr zähes Leben aus.

Die geschlechtslosen Arbeitsbienen werden durchschnittlich nur sechs Wochen alt.

Perücken gab es schon bei den alten Hebräern, Medern, Persern, Griechen und Römern.

In einer im Jahre 1837 erschienenen Schrift wird nachgewiesen, daß Napoleon I. niemals gelebt habe. Diese Schrift hatte sogar zwei Auflagen zu verzeichnen.

Karl I. von England hatte Steigbügel, an denen 421 Diamanten hingen. Das Volk bezahlte ja so was gern.

Der Eisenbetonbau ist kaum 60 Jahre alt: 1866 kam der französische Gärtner Monier auf den Gedanken, den Pflanzentübeln aus Zement, die er sich anfertigte, größere Haltbarkeit dadurch zu geben, daß er sie mit einer Einlage von Draht verjah. Die Bezeichnung Monierbauten ist allerdings heute nicht mehr üblich.

Roten Haar wurde im Altertum sehr geschätzt. Die Griechinnen alter Zeiten färbten sich das Haar rot. Roms Frauen trugen Perücken aus dem roten Haar der Germanen.

Während der Reformationszeit war das deutsche Volk noch dermaßen vom Aberglauben befallen, daß fast allgemein geglaubt wurde, die Affen seien lauter Teufel. Selbst Dr. Martin Luther machte in seinen Thesen die Bemerkung: Desgleichen glaube ich, daß die Affen lauter Teufel sind.

erst vor 65 Jahren erfunden

### Allerlei.

**Kalifornien.** Mit wenigen Vergleichen kann man dem Europäer sagen, was dieser Staat der Union bedeutet. Kalifornien ist fast so groß wie Deutschland, hat aber weniger Einwohner wie die Schweiz. Es ist so fruchtbar wie Frankreich schön wie Italien und menschenleer wie Sibirien. Seine südliche Hauptstadt Los Angeles wächst rapid wie einst Berlin in die Millionen hinein, seine Berge erreichen die Höhe der Schweizer Alpen. Die Zahl der Gelben in Kalifornien (Neue Einwanderung schon seit einigen Jahren verboten!) ist eben so groß wie die Zahl der Deutschen, nämlich 100.000. Das Klima an der Küste ist mild und gleichmäßig wie in Portugal, im Innern kontinental wie in Ungarn. Der Bergbau ist hoch entwickelt (Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Petroleum) wie in keinem europäischen Land, die Landwirtschaft aber ebenso wie die Gartenbaukunst ebenfalls unerreicht großartig durchgeführt: künstliche Bewässerung ganzer Landschaften wie im Mittel, wissenschaftliche Samenbehandlung und Auslese wie in Dahlem (Berlin) und großzügige Gutswirtschaft. Eine Regefrage gibt es dort so wenig wie in Bayern eine Indianerfrage. Und das Filuzentrum der Welt — Hollywood, dreht jährlich ebensoviel Kilometer wie Berlin, München, Paris, London und Moskau zusammen.

**Der Rotorräderbestand der Welt** belief sich zu Beginn des Jahres 1928 auf insgesamt 1.944.303 Stück und war, verglichen zum Beginn des Vorjahres um 269.583 gestiegen. England hatte 693.213 Rotorräder und damit eine Zunahme von 11 Prozent, Deutschland 405.000, eine Zunahme von 46 Prozent, Frankreich stand mit 158.000 an dritter und die Vereinigten Staaten von Amerika mit nur 124.359 Maschinen an vierter Stelle. In den Vereinigten Staaten ist das billige Standard-Automobil (G. V. Ford) viel populärer als das Motorrad. Es fahren dort heute schon 28 Millionen Autos, also je ein Wagen auf etwa vier Einwohner. Sicherlich spielen dabei die höheren Löhne der Angestellten und der Arbeiter eine wesentliche Rolle. Heute fahren nicht wenige amerikanische Arbeiter, die sich zusammen einen Wagen halten, im Auto in die Fabrik.

### Hausrezepte

**Lederfassen, Faden, Mützen, Möbel,** die einmal längere Zeit der Feuchtigkeit ausgesetzt waren, neigen dazu, Stockflecke anzufressen. Man hängt diese Sachen am besten in irgendeinem wenig oder gar nicht benutzten Raum freischwebend auf und läßt aus mehreren flachen Schalen hochprozentigen Salmiatgeist verdunsten. Allerdings muß man dieses Verfahren 2-3 Tage durchführen, wenn die Flecke vollständig verschwinden sollen.

**Moder- und Stockflecke** sind äußerst hartnäckig und trotz langjähriger Bemühungen aus der Wäsche nicht zu entfernen. Mit Erfolg hat man folgendes Verfahren angewendet. Zunächst werden die Flecke mit Butter eingerieben, dann streicht man angefeuchtete Pottasche darüber. Man reibt die Wäsche kräftig durch, und die nächste Bleiche wird auch den letzten Schrein verschwinden lassen.

**Spröde Fingernägel** sollen von Zeit zu Zeit mit etwas Olivenöl bestrichen werden, um das Abbrechen zu verhindern.

**Gläserne Wasserbehälter,** wie Goldfischgläser etc., an deren Wandung sich Kalkränder

gebildet haben, werden wieder klar, wenn man das Gefäß mit scharfem Essig oder verdünnter Salzsäure ausspült.

**Haarwäsche** reinigt man am besten durch Ausbürsten in einer Seifenlauge mit einem Zusatz von Salmiatgeist. Jedoch ist das Nachspülen in klarem Wasser unbedingt erforderlich.

**Metallgegenstände,** Büchsen, die mit einem neuen Erblett versehen werden sollen, sind erst mit starker SodaLösung abzuwaschen. Den ausgepreßten Saft einiger Zwiebeln streicht man dann auf die betreffende Stelle, drückt das Papiererblett darauf und läßt es langsam antrocknen.

**Spiegel** sollten nie so aufgehängt werden, daß die grellen Sonnenstrahlen sie treffen. Die Sonne wirkt auf das Quecksilber ein und macht das Glas dadurch fleckig.

**Gestrichene Gegenstände,** welche durch Wasser oder andere Flüssigkeiten helle Flecken bekommen haben, lassen sich durch Anfeuchten mit reinem Essig aufräumen. Nach einiger Zeit kommt die Farbe wieder.

### Weiteres.

**In Verlegenheit.** Der kleine George: „Mama, warum hat Papa kein Haar auf dem Kopf?“ — „Weil er sehr klug ist und viel denkt.“ — „Warum hast du denn so viel?“ — „Geh und mach' deine Aufgaben!“

**Geistesgegenwärtig.** Frißl (der seinen Vater übertrahst, wie er das Stubenmädchen küßt): „Was machst du da, Papa?“ — Papa: „Bring' mir mein Augenglas, Frißl. Ich hab' geglaubt, es ist die Mama.“

**Die Art.** Sie (zum Arzt): „Herr Doktor, mein Mann spricht so oft im Schlaf. Läßt sich nichts dagegen tun?“ — „O ja. Geben Sie ihm am Tage mehr Gelegenheit zu sprechen.“

**Der Herr im Hause.** „Bist du aus deinem Verein freiwillig ausgetreten?“ — „Natürlich bin ich freiwillig ausgetreten! Meine Frau wollte nicht haben, daß ich noch länger hinginge!“

**Lang, lang ist's her.** Ein Angestellter wird zum Chef gerufen, der ihn erst eine Weile mustert und dann schließlich sagt: „Herr Lehmann, Ihr Rock sieht ziemlich alt aus.“ — „Das mag stimmen,“ meint Herr Lehmann, „den hab ich mir bei der letzten Gehalts-erhöhung angeschafft.“

**Anders ausgefaßt.** Pfarret (zu einer Frau, die sich bei ihm über schlechte Behandlung seitens ihres Mannes beklagt): „Ja, aber liebe Frau, liegt die Schuld nicht auch mit an Ihnen? Sind Sie immer nett und freundlich gegen ihn? Ich will Ihnen was sagen: Versuchen Sie einmal, feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln, vielleicht wird's dann anders!“ — Frau: „Was Sie sagen, Herr Pfarret! Vielleicht hilft das besser als der Besenstiel, womit ich es bisher versucht habe!“

**Aufrichtig.** Der Direktor einer Schmierbühne führt ein Trauerspiel auf, zu dem sich etwa ein Dutzend Personen eingefunden haben. Er spielt die Hauptrolle höchst jämmerlich und wird bei seinem jedesmaligen Abgang ausgezifft. Vier Akte lang läßt er sich dies ruhig gefallen, aber im fünften Akt entschließt er sich nach der letzten Szene zu folgender Ansprache: „Meine Herrschaften, ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Besuch. Wenn Sie mich aber bei der nächsten Aufführung wieder auszufischen wollen, dann bitte ich Sie, wenigstens in zehnfacher Anzahl zu erscheinen.“